

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 120 (1994)
Heft: 36

Artikel: St. Gallen will eine eigene Herzchirurgie : teurer Minderwertigkeitskomplex der Provinzmediziner
Autor: Stauffer, Alexandra
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-609884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

St. Gallen will eine eigene Herzchirurgie

Teurer Minderwertigkeitskomplex der Provinzmediziner

VON ALEXANDRA STAUFFER

Nach Winterthur, wo gemeinhin die östliche Landesgrenze vermutet wird, da beginnt die Schweiz erst richtig schmuck zu werden. Grüne Täler, blühende Obstbäume, gepflegte Ortsbilder und saubere Bahnhöfe verwöhnen das Auge, und punkto Technik stehen die Ostschweizer dem Rest der Eidgenossenschaft in nichts nach. Der Intercity verkehrt – entgegen anderslautender Gerüchte – bis nach St. Gallen vollklimatisiert, und wer sich in die Gallusstadt vorwagt, trifft den üblichen westlichen Komfort an.

Auf die Hilfe anderer angewiesen – leider

Von östlicher Rückständigkeit kann also nicht die Rede sein! St. Gallen bietet seinen Einwohnerinnen und Einwohnern alles, was andere Städte auch im Angebot haben, bloss ist die Stadt hübscher und friedlicher als andere Gemeinden. Fernab der dreckigen und kriminellen Restschweiz ist die Welt hier noch beinahe in Ordnung, jedenfalls ist das Leben um einiges friedlicher und sicherer als in der Wirtschafts- und Drogenkapitale Zürich, wo man für die St. Galler höchstens ein müdes Lächeln übrig hat.

Darunter freilich leiden die Ostschweizer, bei aller Selbstsicherheit und –verliebtheit, gehörig. Zu spüren geben sie das den andern Kantonen und dem Bund etwa dann, wenn es um

die Bahnverbindungen bzw. um die generelle Vernachlässigung der Ostschweiz in Sachen Verkehrsplanung geht. Nicht gebührend berücksichtigt fühlen sich die St. Galler und ihre Nachbarn jenseits der Winterthurer Grenze auch in anderen Fragen.

Zum Beispiel im Bereich der Medizin, wo die St. Galler ihrer Bevölkerung bislang nicht alles bieten konnten, was deren Herz begehrt. In gewissen Situationen, wenn's um die wirklichen Herzensdinge ging, waren die Ostschweizer auf Hilfe der unliebsamen und arroganten Limmatstädter angewiesen.

Dies zu ändern, hat die St. Galler Regierung kürzlich beschlossen. Herzpatienten sollen nicht mehr länger in der heimlichen Hauptstadt Zürich operiert werden, sondern in der idyllischen Umgebung der Ostschweizer Berge. Und von einheimischen Ärzten. Dafür wird in naher Zukunft eine eigene Abteilung für Herzchirurgie eingerichtet, obschon das mit beträchtlichen Investitionen verbunden ist, die ökonomisch nicht verantwortbar sind. Die geplante eigene Herzchirurgie bedeutet nicht nur für die St. Galler einen enormen finanziellen Aufwand, betroffen davon sind auch die Zürcher. Ohne Patienten aus der Ostschweiz werden ihre Anlagen noch schlechter ausgelastet sein, wodurch letztlich auch die Zürcher Herzchirurgie in Frage gestellt ist.

Das allerdings kümmert die Ostschweizer ganz und gar

nicht. Die St. Galler Mediziner wollen um jeden Preis an ihrem ambitionierten Projekt festhalten. Ihren für die Zürcher Ärzteschaft unverständlichen Entscheidung begründen sie damit, als Zentrumsspital sämtliche Dienstleistungen anbieten zu müssen, ausserdem sei es nicht länger zu verantworten, Herzpatienten aus der Ostschweiz nach Zürich zu karren. So gesehen handle es sich beim geplanten Ausbau des Kantonsspitals um einen aus medizinethischer Sicht notwendigen Schritt, der über allen wirtschaftlichen Interessen stehe. Ein weiterer Grund, das Projekt durchzuziehen, sei für den Kanton schliesslich die Unzufriedenheit der Ärzteschaft: «Unsere Chirurgen wollen ihre Fähigkeiten auch in Herzoperationen unter Beweis stellen», betont die St. Galler Gesundheitsdirektion. Auf die Auslastung der Zürcher Herzchirurgie angesprochen, geben sich die St. Galler gelassen: «Das ist nicht unser Problem. Für die Acquisition neuer Herzpatienten sind die Zürcher Spitäler selbst verantwortlich.»

Fachlicher Minderwertigkeitskomplex

Dort wird das allerdings etwas anders eingeschätzt: Nachdem überall von der Kostenexplosion im Gesundheitswesen die Rede sei, dürfe die Medizin nicht aus Prestige Gründen öffentliche Gelder verprassen, kritisieren die Spitaldirektoren einstimmig. Das Verhalten der St. Galler Be-

hörden sei absolut verantwortungslos, medizinisch unhaltbar und beruhe letztlich einzig auf einem fachlichen Minderwertigkeitskomplex.

Keine Abrechnung über die Kasse

In einem Schreiben an Bund und Kanton sowie an die gesamtschweizerisch tätigen Krankenkassen fordern die Zürcher Mediziner nun konkrete Massnahmen, um die St. Galler zur Vernunft zu bringen. So sollen die profilierungswütigen Ostschweizer per interkantonalem Lastenausgleich für die entstehenden Mehrkosten zur Kasse gebeten werden. Das heisst: die neuen Geräte sowie entstehende Betriebskosten für die Abteilung Herzchirurgie gingen voll und ganz auf Kosten der St. Galler.

Noch weiter geht ein zweiter Vorschlag der Zürcher Herzspezialisten. Darin wird gefordert, die St. Galler seien auch von den Krankenkassen für ihr selbstsüchtiges Verhalten zu bestrafen. Alle in St. Gallen getätigten Herzoperationen könnten demnach nicht über die Krankenkassen abgerechnet werden, sondern müssten vom Spital entweder kostenlos erbracht oder aber von den Patientinnen und Patienten berappt werden.

«Für die Acquisition von Herzpatienten», bemerken die Zürcher abschliessend lakonisch, «wären die St. Galler Spezialisten dann zumal selbst verantwortlich.»